



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Lebensbilder deutscher Jesuiten in auswärtigen Missionen

Platzweg, Carl

Paderborn, 1882

P. Hermann Glandorff, S. J.

urn:nbn:de:hbz:466:1-27556

P. Hermann Glandorff S. J.

aus

Osnabrück.

(1687 † um 1763. Missionär in Mexico.)

P. Hermann Glandorff, ein zweiter Franziskus Xaverius durch seine Tugenden und Wunderwerke, muß der Vergessenheit entrisen werden! Hermann war den 28. September 1687 geboren zu Osnabrück, trat den 23. Mai 1708 in der nieder-rheinischen Provinz in die Gesellschaft Jesu ein, legte den 24. Mai 1710 die ersten Gelübde ab, reiste 1717 nach Mexico und starb nach 1760. Demnach scheint er die höheren Weihen erst in Mexico empfangen zu haben. Wie spärlich auch die Nachrichten sind, die vor mehr denn hundert Jahren aus dem fernen Mexico zu uns herübergekommen sind, so wollen wir doch das Wenige sammeln, um unsern Lesern diesen großen Mann, wie in einem unausgeführten Bilde, woran man wenigstens einige Züge erkennen kann, vorzuführen. Je weniger Nachrichten vorhanden, desto gewissenhafter wollen wir diese sammeln. Ein Brief des wunderthätigen Missionärs soll uns in sein Leben einführen.

Ehrwürdiger Vater in Christo, Joseph Wilhelmi!

Der Friede Christi sei mit Ihnen!

Die sehr angenehmen Zeilen von Ihnen habe ich rechtzeitig erhalten. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Ankunft in Amerika und in dem Hasen die erwünschte Ruhe. Dann kommt freilich noch ein weiter, mühsamer Weg, aber Gott wird Sie begleiten und glücklich an Ihren Bestimmungsort führen. Seien Sie

munter und bewahren Sie sich für bessere Zeiten auf. Welche Freude mir Ihr Schreiben gewährt hat, werden Sie kaum ahnen. Daß man sich meiner in der niederrheinischen Provinz noch erinnert, hat mich sehr gerührt. Was macht mein alter Vertrauter, der theuerste P. Dötsch? Wie geht es wohl diesem Engel? Es wird wohl dichter Schnee sein schwanenweißes Haupt bedecken! O wie viele Bekannten und Studiengenossen sind schon zum besseren Leben hinübergegangen!

Wie mich der apostolische Eifer unserer Provinz, welche sich sogar bis nach England erstreckt, erfreut, so betrübt mich tief das Andenken an die Unruhen, welche ganz Deutschland in Verwirrung bringen. Gibt es denn keine Hoffnung des Friedens mehr? Ich lebe, Gott sei Dank! fern von aller Unruhe in einer wüsten Einöde, wo ich die Indianer von Tarahumara, einer Provinz in Mexico, aus ihren Räuberhöhlen hervorgeleckt, von ihren schlimmen Gewohnheiten befreit und zu christlicher Lehre und Sitte herangebildet habe. Jetzt sind sie mir dankbar und ergeben, denn sie sehen es jetzt ein, in welcher Finsterniß und in welchen Abgründen sie ehemals das Leben zubrachten. Ich habe schon sehr Viele in den Himmel vorausgeschickt und ich bete täglich zu Gott, daß ich ihnen bald nachfolgen möge. Die Demuth Ew. Hochwürden verlangt von mir einige Winke für die Bekehrung der Indianer. Jene, welche gegen Osten wohnen, sind von den hiesigen wie an Sprache, so an Sitten und Neigungen sehr verschieden. Darum ist es schwer, allgemeine Regeln für die Christianisirung aufzustellen. Die Stämme sind gar zu verschieden. Fast jeder Stamm will anders behandelt sein, wenn mit der Gnade Gottes einiger Erfolg die Arbeiter im Weinberge erfreuen soll. Dies allein rathe ich E. Ehrwürden an, gegen alle gütig zu sein, aber mit keinem zu vertraut. Das Eine gewinnt die Herzen; das Andere zieht Geringschätzung nach sich. Vor allen Dingen aber ist es nöthig, Gott beständig vor Augen zu haben und in der Gegenwart Gottes zu wandeln. Denn es ist eine gefährvolle Sache, unter den Barbaren in Wüsteneien zu wohnen!

Die Stücklein der durch Anrührung am Hause von Loretto

geheiligten Leinwand, welche ich in Papier eingewickelt fand, werden wohl ein freundliches Geschenk von E. Hochwürden sein. Für diese Wohlthat, welche ich nicht wieder vergelten kann, sage ich den schuldigen Dank! Ich werde gelegentlich den deutschen Missionären den gebührenden Antheil zukommen lassen. Sollten sich E. Ehrwürden noch länger in Mexico aufhalten, so bitte ich, mir Nachricht zu geben. Ich werde Ihnen dann ein Almosen übermachen. Leben E. Ehrwürden wohl und gedenken Sie meiner in Ihrem Gebete, so lange ich lebe, werde ich auch Ihrer im Gebete nicht vergessen.

Tomotrii, den 21. Juli 1745.

E. Ehrwürden

von ganzem Herzen Diener in Christo
Hermann Glandorff, S. J.

Dieser Brief wird in Mexico mit großer Sorgfalt zum Andenken an Pater Hermann, als an einen heiligen Mann aufbewahrt. Denn für einen heiligen Mann sahen ihn Alle in Indien an, welche von seinem ruhmvollen Leben, von seinen Tugenden und Wunderwerken Kenntniß erhielten. Was nun glaubwürdige Priester und Mitarbeiter auf dem indischen Missionsgebiete und brave, gewissenhafte Christen theils schriftlich, theils mündlich von ihm ausgesagt haben, ist in Kürze Folgendes:

P. Hermann Glandorff war ein Mann von großer Heiligkeit. Geistliche und Laien stimmten in diesem Urtheile vollkommen überein. Als ihm eines Tages nach dem Religionsunterrichte der Kinder im heiligen Gehorsam die Mission in der mexicanischen Landschaft Tarahumara übertragen wurde, bat er seinen Obern um die Erlaubniß, die dreihundert Stunden weite Reise in jene Gegend zu Fuße zurückzulegen. Diese Bitte wurde ihm abgeschlagen. Indeß berief er sich auf den Apostel Paulus und auf den hl. Franziskus Xaverius, die ihre apostolischen Reisen ebenfalls zu Fuße gemacht hätten. Der Obere entgegnete ihm, Sct. Paulus und Xaverius seien Heilige gewesen und hätten Wunder gewirkt. In der Einfachheit und Einfalt des Herzens erklärte P. Hermann mit größter Zuberficht: Wenn es auf die Wunder ankommt, so

kann ich mit Gottes Hülfe deren auch wirken. Aber der Obere blieb bei seiner Entscheidung und befahl ihm, das Maulthier zu besteigen und die Reise anzutreten. Gehorsam und wohlgemuth nahm er Abschied und stieg auf das Thier, um von dannen zu reiten. Aber das Thier war nicht von der Stelle zu bringen, wie folgsam und lenksam es sonst auch immer gewesen war. Der Obere nahm das Verbot zurück und P. Hermann machte eine Reise von dreihundert Stunden zu Fuße. Die Antwort, welche der Missionär seinem Obern gab, mag Manchem befremdlich erscheinen, nicht aber denen, welche ihn schon von seiner Studienzeit her kannten. Als er einst mit seinem Freunde, einem andern Priester der Gesellschaft, an den Ufern des Rheines spazieren ging, hat er im vertraulichen, geistlichen Gespräche geäußert: „Wenn ich wüßte, daß die größere Ehre Gottes davon abhinge, so getraute ich mich, über den Rheinstrom an das jenseitige Ufer zu gehen.“

Ein Indianer lag an einer schweren Krankheit darnieder, P. Hermann erschien am Krankenbette, betete das Evangelium, wahrscheinlich das des hl. Johannes über ihn, und alsbald war der Kranke gesund. Der Indianer war so glücklich und entzückt, daß er das Bildniß des frommen Missionärs malen ließ und in seiner Hütte vor angezündeten Kerzen verehrte. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß er auf Krankenbesuchen in seiner großen, weitausgedehnten Gemeinde trockenen Fußes die größten und tiefsten Ströme überschritt. Doch wollte er nichts davon wissen und suchte die Sache zu verbergen. Als einst ein Visi- tator, der vom P. General nach Mexico geschickt worden war, ihn direkt fragte, ob es denn wahr sei, daß er auf wunderbare Weise über die Ströme gehe, antwortete er mit großer Un- befangenheit und Freundlichkeit: Freilich wohl! Und wenn Ew. Hochwürden zu wissen verlangen, wie ich die Sache anlege, so hören Sie gütigst: „Wenn ich das Ufer eines Stromes erreiche, über welchen ich ohne Schiff setzen muß, so ziehe ich Schuhe und Strümpfe aus, werfe dieselben über die Schultern und durchwate den Strom mit aufgeschürzten Kleidern. Jenseits des Stromes ziehe ich Schuhe und Strümpfe wieder an, welche,

weil sie unbenezt geblieben, es wahr machen, daß ich trockenen Fußes über das Wasser gegangen bin." Wer das Leben der Heiligen kennt, wird wissen, daß denselben die Ausflüchte und Ausreden nicht mangelten, womit sie ihre Wunderwerke vor der Welt zu verbergen suchten. Vor dem geistlichen Gerichte des Hochwürdigsten Bischofs von Mexico erschienen glaubwürdige Zeugen, welche aussagten, daß P. Hermann unbenezt die Ströme überschritten, und daß er auch die Indianer, welche ihn zu Kranken und Sterbenden riefen, auf dieselbe Weise über die Flüsse gebracht habe. Die Aussagen dieser Augenzeugen wurden eidlich bekräftigt.

Der Missionsbezirk des P. Hermann umfaßte Dorfschaften, welche zwanzig bis dreißig Stunden von einander entfernt waren; er besuchte sie alle zu Fuße und so eilfertig, daß er, ohne zu ermüden, in einem Tage zwanzig Stunden Weges zurücklegte. Auf natürliche Weise war das nicht möglich. Einmal wurde er dreißig Stunden weit zum Kranken gerufen. Er legte den Weg so schnell zu Fuße zurück, daß er eher am Sterbebette anlangte, als der reitende Bote die Nachricht überbringen konnte, der P. Hermann werde bald folgen. Als der reitende Bote zurückkam, war der Missionär schon da. Der Bote staunte, aber die Thatsache war nicht wegzuleugnen. Gewöhnlich weilte er in der Dorfschaft Tomotrium. In der Kirche dieses Dorfes war immer ein Wohlgeruch. Keiner hatte Weihrauch oder kostbare Spezereien dort verbrannt, aber dennoch war dieser Wohlgeruch vorhanden, ohne daß Jemand die Sache erklären konnte. Als er einst in dieses Dorf kam und sich in die Kirche verfügte, läuteten alle Glocken, ohne daß eine menschliche Hand die Glocken berührt hätte. Die Einwohner strömten zur Kirche und der fromme Missionär begann den Unterricht und die sonstigen heiligen Funktionen. In andern Dorfschaften kam dasselbe vor, wenn P. Hermann die Kirche besuchte. Man sagte allgemein, daß wenn es sich um Sterbende handelte, er eine Reise von vierzig Stunden in drei oder vier Stunden zurücklege.

Uebrigens lebte er in der äußersten Armuth. Seinen Unterhalt bekam er von fremden Almosen. Dennoch hatte er

immer etwas, was er Andern mittheilen konnte. Seine Kleider waren so zu sagen Lumpen, die aus tausend Stücken zusammen gesetzt waren, aber er kleidete die Nackten und speiste die Hungrigen, die ihn als einen Helfer in aller Noth betrachteten, und die niemals bei ihm eine Fehlbite thaten. Tausende würden in ihrem Elend umgekommen sein, wenn P. Hermann ihnen nicht zu Hülfe geeilt wäre. Sünder kamen fünfzig und hundert Stunden weit her, um bei ihm ihre Beichte abzulegen. Er hörte sie, und sie gingen getröstet von dannen. Daß er Kranke durch Ablefung des heiligen Evangeliums von ihren Krankheiten befreite, war eine Thatsache, welche sich oft wiederholte, wie das Wandeln über die reisenden Ströme.

Ueber seine Mission brach einst ein großes Unglück herein. Ein gefürchteter Gast trat auf und brachte Tod und Verderben in die Indianerdörfer: die Pest. P. Hermann hatte sechshundertdreiundsechzig Pestkranke in der Pflege. Tag und Nacht war er damit beschäftigt, ihnen die heiligen Sakramente zu spenden und sie auf den Tod vorzubereiten. In neunzehn Jahren hatte er kein Brod mehr genossen, bis endlich die Indianer mit seiner Kränklichkeit und Unpäßlichkeit Mitleid hatten, oder auf den guten Gedanken kamen, einige Plätze auf den Bergen zwischen den Klippen aufzusuchen, um dort etwas Korn, Weizen oder anderes Getreide für den Missionär anzupflanzen. Hören wir jetzt noch einige Privaturtheile seiner Mitarbeiter, die ihn gesehen und gekannt haben. Es schreibt P. Gößner, Missionär auf den philippinischen Inseln im Jahre 1749: „Vielleicht wird die ruhmreiche Vergangenheit des ehrwürdigen P. Hermann Glandorff aus der niederrheinischen Provinz viele Missionäre aneifern, sodaß sie ihr deutsches Vaterland verlassen, um in die glorreichen Fußstapfen dieses apostolischen Mannes einzutreten. Der Raum dieses Briefes wäre zu eng, jene fast täglichen, die Kräfte der Natur übersteigenden Dinge zu fassen, welche der allgütige Gott durch seinen Diener Hermann Glandorff in jenen Ländern zu wirken sich gewürdigt hat zur Erbauung und zum Nutzen der Christen und der Heiden.“

P. Franz Keller S. J. sagt in seinen Missionsberichten vom

Jahre 1758: „Was aber von den herrlichen Tugenden und von der besondern Heiligkeit des ehrwürdigen P. Hermann Glandorff, eines mexikanischen Missionärs berichtet wird, welchen Gott noch in seinem Leben durch verschiedene, die Naturkräfte übersteigende Thaten zu verherrlichen sich würdigte, ist voll heiliger Erbauung.“

Wir haben die wenigen Notizen über P. Hermann Glandorff mit einem von seiner Hand geschriebenen Briefe eingeleitet, wir wollen mit einem zweiten Briefe, welcher glücklicher Weise in unsere Hände gelangte, diese Mittheilungen schließen. So weit es seine Bescheidenheit erlaubte, hat der einfache, fromme Diener Gottes darin seine ganze Wirksamkeit unter den Heiden geschildert. Der Brief ist gerichtet an den damaligen Provinzial der niederrheinischen Provinz, P. Sixtus Hesselmeier in Köln, und lautet also:

Hochwürdiger Pater!

Der Friede Christi!

Schon längst glaubte ich, daß wie ich die Provinz verließ, so auch aus dem Gedächtnisse meiner Bekannten und Freunde würde verschwunden sein. Um so angenehmer überraschte mich nach so langer Trennung, Ew. Hochwürden werthes Schreiben in dieser furchtbaren Wildniß, welche ich bewohne. Ich habe jetzt Nachrichten aus dem Heimathlande, nach welchen ich mit wahrer Sehnsucht verlangt hatte.

Unter vielen, sowohl zu Wasser als zu Lande ausgestandenen großen Gefahren, bin ich endlich in diesem, von den Spaniern eroberten großen Reiche, Neuspanien in Amerika, glücklich angekommen und nach erhaltener Instruktion gleich in die hiesige Landschaft „Terra Humaria,“ wo die Missionsarbeiten erst begonnen haben, verschickt worden. Diese Gegend war zwar längst zu einer Missionsstation ausersehen worden, aber die Heiden hieselbst sind so wilde, rohe, ungesittete und barbarische Menschen, daß Jedem davor schauderte, bis ich mich endlich entschloß, in Gottes Namen dahin abzugehen und im Weinberge des Herrn unter diesen Wilden zu arbeiten. Aber welche ungeahnte Schwierigkeiten stellten sich meiner Wirksamkeit entgegen!

Die Indianer wohnten ganz zerstreut zwischen unzugänglichen Bergen und Thälern, in Klüften und Höhlen und auf Klippen. Sowohl Getaufte als Ungetaufte liefen halb nackt umher und lebten wie das Vieh, ja in gewisser Beziehung noch schlimmer, als das Vieh. Ebenso zügellos in ihren Begierden und in ihrer wilden Lust wie die Heiden, fand ich die Getauften. Sie wußten ebenso wenig von Gott und waren den sinnlichen Genüssen ergeben. Welche Gräuel ich zuweilen in Gesellschaft dieser Menschen erlebte, wird sich Jeder leicht vorstellen, der sich in meine peinliche Lage hineindenkt. Unter diesen Umständen schien es mir am wichtigsten zu sein, vor allen Dingen die Sprache dieser unglücklichen Menschen zu erlernen, um mich mit ihnen verständigen zu können. Mit der Gnade Gottes gelang mir dieses sehr bald. Nachdem ich einige zuverlässige Männer zum Christenthum bekehrt hatte, erwählte ich dieselben zu meinen Gefährten, mit welchen ich gemeinschaftlich die beschwerlichsten Fußreisen unternahm, um die Wilden in ihren Höhlen und Felsenwohnungen aufzusuchen, und sie durch Unterricht zur Erkenntniß Gottes und zu einem sittlichen Leben anzuleiten. Ich begann dieses gottgefällige Werk gleichzeitig an fünf verschiedenen Orten, wobei ich jedoch darauf Bedacht nahm, daß zwischen den ringsumher emporragenden hohen Bergen eine nahe Ebene sich befand, wo größere Ansiedlungen möglich waren. Hier habe ich alsdann fünf verschiedene Kirchen erbaut: die erste zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä; die zweite zu Ehren des Erzengels Michael; die dritte zu Ehren des hl. Joseph; die vierte zu Ehren des hl. Aloysius und die fünfte zu Ehren der Mutter Gottes zu Aranzassana. Unbeschreiblich groß war die Volksmenge, welche nach diesen geweihten heiligen Orten strömte, sich hier niederließ, um Gott den Herrn kennen zu lernen, ihn anzubeten, ihn zu loben und zu preisen. Bald waren die Berg- und Thalwohnungen geräumt und die übrige Gegend schien fast menschenleer zu sein. So bildeten sich denn durch die göttliche Hülfe und Vorsehung fünf große christliche Dörfer.

Anfangs zeigten sich mir diese Menschen ganz gefügig und unterwürfig. Sobald ich aber den Männern befohlen hatte, nur

eine Gattin zu behalten und die übrigen Nebenweiber aus ihren Häusern zu entfernen, da ergrimten alle so sehr gegen mich, daß sie mir nach dem Leben trachteten und meine Stellung unter ihnen eine höchst gefährliche wurde. Glücklicher Weise entging ich allen ihren Nachstellungen, wie das Wild, dem man Netze legt und Fallgruben gräbt. Ich muß daher denken, daß der Himmel mich nicht für würdig hielt, die Sache unserer heiligen Religion mit meinem Blute zu besiegeln. Denn oft bin ich auf die wunderbarste Weise gerettet worden. Nachdem sich der Zorn und der Unwille der Indianer gegen meine Person etwas gemildert hatten, und die Gemüther mehr besänftigt waren, singen sie alle an, mich armseligen Menschen so sehr zu ehren und zu lieben, daß sie, wenn ich krank bin, in der größten Betrübniß mein Lager und meine Hütte umstehen und selbst krank zu sein scheinen. Diese Liebe und Anhänglichkeit rühren aber hauptsächlich daher, daß sie die Ueberzeugung gewonnen haben, ihr Wohl liege mir am Herzen und ich sei einzig und allein darauf bedacht, sie zeitlich und ewig glücklich zu machen.

Ich wohne jetzt schon über dreißig Jahre an dieser Stelle und habe die ersten achtzehn Jahre unter vielen, sehr harten Entbehrungen zubringen müssen, und um von Anderem zu schweigen, nicht einmal Brod genossen. Meine täglichen Wanderungen nach allen Richtungen hin beschäftigen mich noch fortwährend. Oft mußte und muß ich meine Dörfer, über Berg und Thal, über Flüsse und Bäche ziehend, unter den größten Gefahren besuchen. Die nächsten Folgen solcher außerordentlichen Anstrengungen waren dann gewöhnlich schwere Krankheiten, welche mich darnieder warfen. Wie sauer mir aber auch die Mühe wurde, sie ward mir versüßt durch die vielfältige Frucht, die für das Heil der Seelen daraus erwuchs. Viele Tausende habe ich nach dem Himmel mir vorausgesandt. Unzähligen Kranken scheint Gott das Leben so lange gefristet zu haben, bis sie die heiligen Sakramente und den priesterlichen Segen empfangen hatten; dann erst starben sie. So entschliefen namentlich meine Täuflinge Basilius, Ignatius und Franziskus, welche vier Tage sprachlos und fast ohne Lebenszeichen darnieder lagen, bis ich Meilen

weit zu ihnen geeilt war und ihnen die Tröstungen unserer heiligen Religion gespendet hatte. Kaum war ich bei ihnen, so schlugen sie die Augen auf, erhielten die Sprache wieder, um nur beichten und den süßen Namen Jesus aussprechen zu können, unter dessen Anrufung sie alsbald den Geist aufgaben.

Höchst wunderbar aber ist, was sich am Abend des 22. Mai 1747 zu San Thomas, dem Missionsorte, wo ich zu wohnen pflege, zugetragen hat. Hier sollte nämlich Anastasia, die verstorbene Ehefrau meines treuen Reisegefährten Lukas beerdigt werden. Schon war Alles bereit, die Hingeschiedene zu ihrer letzten Ruhestätte zu tragen, als diese plötzlich zum Leben wieder erwachte, sich aufrichtete und sprach: „O meine Lieben! wie schön und herrlich sind die Wohnungen der Seligen über den Sternen! Nichts auf Erden gleicht dem Glanze, den ich dort erblickte. So lieblich und angenehm hatte ich mir das Jenseits nicht vorgestellt. Doch ihr werdet bald alles mit eigenen Augen erschauen und euch am Anblicke ergötzen, ich gehe euch voran, sehr bald werdet ihr mir folgen.“ Als die Selige dies gesprochen, neigte sie, gleich einer geknickten Lilie, ihr Haupt, entschlummerte sanft und erwachte nie wieder. Mehr noch als dies erregten die Folgen dieses Austrittes meine höchste Verwunderung; denn was die Hingeschiedene den Umstehenden im prophetischen Geiste verhieß, das traf sehr bald pünktlich ein. Mit wenigen Ausnahmen starben die Anwesenden in kurzer Zeit nach Anastasia und zwar vor allen Andern ihr Ehemann Lukas, mein getreuer Gefährte, dessen ich nicht ohne Rührung gedenke.

Ein anderes Beispiel des ahnenden Geistes in ewigen Dingen lieferte mir ebenfalls ein Indianer, Namens Thomas, welcher in der letzten Zeit seines Lebens mein treuer Knecht war und am 6. April dieses Jahres 1752 gestorben ist. Dieser sagte in seinen gefunden Tagen seinen Tod voraus. Als der Tod nahe war, eilte er in die Kirche, um sich die heilige Wegzehrung reichen zu lassen. Nachdem er diese empfangen, kehrte er wieder nach Hause zurück und verhielt sich ruhig. Innige Freude schien auf seiner Stirne zu ruhen, und frohlockend sprach er: „Sehet, mein Jesus steht bei mir, der mich liebt!“ Kaum hatte er diese Worte

gesprochen, so sank er auf das Kissen und verschied. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß er diese Vorahnung und die Gnade eines so freudigen Hinscheidens durch die Fürbitte der allerseiligsten Jungfrau Maria erhielt, welche er fortwährend mit der größten Andacht verehrte. In der ersten Tagesstunde, sobald er sein Lager verlassen hatte, pflegte er vor dem Muttergottesbilde zu knien und andächtig den heiligen Rosenkranz zu beten. Dies geschah mehrmals des Tages. Maria zeigte sich ihm dankbar. Denn einmal hatte er die Ehre, das Bildniß der allerseiligsten Jungfrau Maria von Aranzaffusana mit einem Lichtglanze umgeben zu erblicken.

Die Liebe und das Vertrauen zu der gebenedeiten Gottesmutter sind unter meinen Pfarrkindern so groß, daß viele derselben am Ende ihres Lebens mit Freuden zu sterben verlangen, um nur desto eher bei Maria zu sein. Das Bildniß dieser heiligen Gottesgebärerin tragen sie zwei mal wöchentlich in einer Prozession herum und stellen dasselbe zur Zeit der Dürre auf ihre Aecker, bis der Regen vom Himmel herabströmt und das Erdreich erfrischt.

Am Ende des verflossenen Jahres übersandte mir der P. Provinzial von Mexico das Bildniß der heiligen Mutter Gottes von Loretto, welches wir unter einem großen Zudrange von Menschen in der Kirche aufstellten. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein Vorfall, der unsere höchste Bewunderung erregte und hier unvergeßlich bleiben wird. Es wurde nämlich zum Erstaunen aller Anwesenden wahrgenommen, daß die Allerseiligste während des Hochamtes vor der Absingung des Evangeliums bis zum Ende der heiligen Handlung eine glänzende Fackel in der Hand hielt und in dem Bildnisse sich Leben zu regen schien. Das Wunder ergriff uns alle so sehr, daß wir gleichsam wie betäubt waren und in stummer Andacht uns auf die Knie niederließen. Auch schreibe ich es allein dem mächtigen Einflusse und dem Schutze der allerseiligsten Jungfrau zu, daß unmittelbar darauf über siebenzig Heiden und ausschweifende, rohe Menschen aus den Gebirgen zu dem Schafstall des Herrn gebracht, getauft und bekehrt worden sind, welche bald darauf starben und so der

Palme des ewigen Friedens theilhaftig wurden, so wie daß Andere, welche abgefallen und zu ihrem früheren heidnischen Leben in die Wildniß zurückgekehrt waren, beim herannahenden letzten Augenblicke von acht Tagereisen entlegenen Orten, bußfertig mit einem Stabe in der Hand hierher pilgerten, und nach verrichteter heiliger Beichte und empfangener heiliger Wegzehrung, glücklich im Herrn entschlafen sind.

So kam unter Anderen am heiligen Christfeste eine hochbetagte Heidin zu mir, welche noch keinen Unterricht im Christenthum genossen hatte. Diese bat mich inständig, sie zu taufen. Ich fragte sie um die Ursache ihrer plötzlichen Sinnesänderung. Sie erwiderte, sie habe gehört, es könne Keiner ohne die Taufe selig werden, weshalb sie schleunigst getauft zu werden wünsche. Ich gewährte ihr die Bitte, unterrichtete sie im Nothwendigsten, so gut es in der Kürze der Zeit geschehen konnte, und taufte sie. Als bald starb sie und hat sicherlich das Himmelreich erlangt. Ja, wollte ich hier alle außerordentlichen Begebenheiten anführen, welche sich während meiner langjährigen Wirksamkeit in dieser Gegend ereignet haben, so könnte ich mehrere Folioebände damit anfüllen. Zum Schlusse will ich doch noch Einiges im Vorbeigehen berühren, was Ew. Hochwürden noch besonders interessiren dürfte.

Damit die Indianer an der Unsterblichkeit der Seele nicht mehr zweifelten, sind hier öfters die Seelen der Verstorbenen in Leibern, die aus der Luft angenommen waren, erschienen. Um nicht weitläufig zu werden, will ich nur ein Beispiel anführen und die andern übergehen. Ein gewisser Balthasar erschien nach seinem Tode ein ganzes Jahr hindurch zur Zeit des gemeinschaftlichen Abendgebetes und betete das gewöhnliche Gebet der Indianer, welches ich in ihre Sprache übersetzt hatte, in der Kirche mit den anderen Gläubigen, und zwar mit lauter Stimme. Um dieses Wesen beten zu hören, versammelte sich alsdann das ganze Volk in der Kirche, welche deßhalb manchmal bis zum Erdrücken gefüllt war. Nach Verlauf des Jahres hörte man nichts mehr von dem Geiste.

Im Jahre 1727 wurde mein Haus, welches ich noch jetzt

bewohne, von bösen Geistern sehr beunruhigt. Die Glocken wurden oft bei Tag und bei Nacht von unsichtbarer Hand geläutet und im Hofraume hörte man des Nachts ein heftiges Hin- und Herschreiten, ähnlich der Bewegung von Tanzenden. Zuweilen dröhnte das Dach über mir, Thüren und Fenster wurden plötzlich geöffnet, und flogen mit entsetzlichem Getöse von selbst wieder zu. Nur das einzige Zimmer, worin ich mich aufzuhalten pflegte, blieb von dem Toben und Lärmen der höllischen Geister frei. Lange währte dieser beklagenswerthe Unfug und störte mich in meinen häuslichen Verrichtungen. Wahrscheinlich war es dem bösen Geiste darum zu thun, mich aus dem Besitze meiner Wildniß, worin ich nach so langjährigem Aufenthalte heimisch geworden war, wieder zu vertreiben und den Samen des Guten, den ich hier gesät, zu vertilgen. Aber dies gelang ihm nicht! Ich befolgte den Rath des P. Gallarati, welcher vor einigen Jahren im Rufe der Heiligkeit gestorben ist, und als die bösen Geister abermals des Nachts durch Thüren und Fenster in mein Haus eingezogen, schritt ich ihnen muthig entgegen und verwies sie durch den gewöhnlichen Exorcismus zur Hölle. Der Erfolg rechtfertigte mein Vorgehen, denn von dieser Zeit an war es ruhig in meinem Hause.

Von den übrigen Patres lebe ich seit langer Zeit ganz getrennt, ich weiß daher auch nicht zu sagen, wie es ihnen geht. Nur die einzige Nachricht habe ich seither vernommen, daß die Indianer in der Provinz Pimeria einen Aufstand erregt und viele Spanier ermordet haben. Unter den letzteren befinden sich auch P. Thomas Tello und P. Heinrich Kuben, welche unserer Provinz angehört haben.

Ähnliche Aufstände fanden auch noch in andern Missionsbezirken statt, welche den bedauernswerthen Verlust vieler Menschen, sowohl der Indianer, als der Spanier zur Folge hatten, bis letztere am Ofterabende die Rebellen in einer blutigen Schlacht auf's Haupt schlugen, die meisten derselben tödteten, oder in die Gebirge zurücktrieben. Dies gab mir nun Veranlassung, die unglücklichen Vertriebenen auf Anordnung des P. Provinzial und der Königlichen Beamten in den Gebirgen aufzusuchen

und zu meinen Dörfern zu führen, wo sie sich jetzt sehr gut betragen und im Allgemeinen meine besten Pfarrkinder und Pflegebefohlenen sind.

Ich bedauere sehr, daß ich schon anfangs, immer schlechter deutsch zu lesen und zu schreiben, so daß ich mich dessen schämen sollte. Wenn Gott mir die Gnade gewährt, mir das Leben noch länger zu fristen, so werde ich zuletzt meine Muttersprache ganz vergessen. Das Bewußtsein dieser meiner Schwäche in der deutschen Sprache veranlaßte mich auch, das zweite Schreiben der Ehrwürdigen Carmeliteßen in Köln auf Latein zu beantworten, in der Hoffnung, es würde sich wohl Jemand in Köln finden, der den Ordensschwwestern meinen Brief übersetzte.

Sonst weiß ich Ew. Hochwürden nichts zu schreiben, außer daß ich mich noch wohl befinde und mit Hülfe meines Stodes bei Tage wie bei Nacht trotz meiner Jahre, munter wie ein Hirsch über Berge und Thäler schreite. Was am Ende aus mir wird, das weiß Gott, dessen Führung ich mich überlasse. Somit nehme ich Abschied von Ew. Hochwürden mit dem letzten väterlichen Kuß, bittend, Ew. Hochwürden wollen vor und nach meinem Tode meiner in Ihrem heiligen Messopfer beständig eingedenk sein, gleichwie auch ich Ew. Hochwürden niemals vergessen werde.

S. Thomas in Südamerika, den 18. Juni 1752.

Hermann Glandorff S. J.

~~~~~